Sunnwend

Autor(en): **Reder, Heinrich v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 26

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639020

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sunnwend

Von Heinrich v. Reder

Frau Holle stieg zur Sunnwendnacht
Aus dunkler Flut zutage,
Das Haupt gekrönt, in Glanz und Pracht,
Schritt sie zum Feld vom Hage.

Leuchtkäfer flogen vor ihr her
Wie goldner Funkenregen,
Die Halme neigten ährenschwer
Sich vor der Göttin Segen.

Aus ihren blauen Augen schien
Unendlich reiche Güte,
Sie hatte jedem Zweig verliehn
Die Frucht aus zarter Blüte.

Sie wallte langsam um die Flur
Und schritt zurück zum Weiher,
Durch dunkle Bäume blinkte nur
Ihr weißer langer Schleier.

Ich schaute träumend auf den Teich,
Da schwamm in Schilf und Moosen,
Frau Holles lichter Krone gleich,
Ein Kranz von Wasserrosen.

„Ein komischer Kauz, dieser Herr Petitjean! Eine geschlagene Stunde wich er nicht von meiner Seite. Die kuriosesten Dinge wollte er von mir wissen. Er fiel mir tüchtig auf die Nerven: hätte ihn nicht der Advokat Buonavoli so warm empfohlen, ich hätte ihn bereits nach fünf Minuten hinausgeworfen . . . er gebärdete sich fast wie ein Untersuchungsrichter."

„Buonavoli war ebenfalls hier?"

„Zweimal. Er kam und stellte sich als Ihr . . . als Dein Verteidiger vor. Selbstverständlich gab ich ihm jede gewünschte Auskunft. — Aber jetzt, bitte, rede nicht mehr von diesen furchtbaren Dingen. Ich werde sonst wieder krank, ich fühle es!"

Ich setzte mich auf den Rand der Chaiselongue. Milica ergriff meine Hand.

„Was willst Du beginnen, Eberhardt?"

Ich sagte ihr, daß ich vorläufig in Beirut bleiben müßte.

Die Nachricht schien Milica zu verstimmen. „Ich dachte, Du könntest jetzt nach Monaco fahren. Ich mache mir Sorgen um meine Mutter. Und dann: mit jedem Tag, der vergeht, werden die Aussichten, die Juwelen des Maharadschas zu finden, geringer."

Befremdet blickte ich sie an. „Milica, was bedeuten schon für Dich die zwanzigtausend Pfund?!"

„Was sie bedeuten, fragst Du? Du hältst mich natürlich für die Millionenerbin? Leider ist es nicht so. Mein ganzes Vermögen besteht aus einigen tausend Francs. Der Aufenthalt in diesem Hause ist nicht gerade billig . . ."

„Aber Buonavoli sagte mir doch, Lawrence hätte einen großen Teil seines Vermögens Dir vermacht!"

Milica lachte bitter. „Das stimmt auch. Aber das Testament wurde von seiner Tochter angefochten. Du weißt, ich war mit Jerry nur entfernt verwandt."

„Deine Kusine, ich meine, Lawrence's Tochter, wird den Prozeß verlieren. Lawrence hat ihr den Pflichtteil nicht vorenthalten, und er war bei der Verfassung des Testaments, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen, im vollen Besitz seiner Geistesfähigkeiten . . ."

Milica machte eine müde Geste.

„Man wird Gott weiß welche Dinge über mich behaupten. Meine Gegner können sich die besten Anwälte der Vereinigten Staaten leisten. Sie werden den Prozeß im Notfalle durch sämtliche Instanzen laufen lassen. Das kann unter Umständen Jahre dauern . . . Aber mir soll es gleichgültig sein. Vielleicht schon morgen kann mir alles Geld der Welt nichts mehr nützen . . ." Die letzten Worte stieß sie bereits unter Tränen hervor.

Nun weinte sie laut.

„Milica, kann ich Dir helfen . . .?" rief ich.

„Niemand . . . kann mir . . . helfen!" schluchzte sie.

In diesem Augenblick empfand ich für sie ein unermeßliches Mitleid; ich wäre bereit gewesen, jede Schuld auf mich zu laden, hätte ich Milica dadurch zu helfen vermocht.

Fortsetzung folgt.

Hinter den „Kulissen" des Radio . . .

Man sollte meinen, daß das Radio keine Kulissen hat, weil es nicht auf das Auge wirkt, also keine Begrenzung eines Bildes braucht, keinen geheimnisvollen Raum, in dem der Akteur verschwindet, wenn er aufhört, sichtbar zu sein!

Aber gerade weil der Akteur beim Radio unsichtbar ist, gibt es den ungenierten und geheimnisvollen Raum „hinter den Kulissen". Es gibt die Bühne vor dem Mikrophon, doppelt geheimnisvoll, weil sie als Ganzes von vornherein bestimmt ist, dem Hörer nie sichtbar zu sein.

Wilhelm Tell z. B. tritt in Hemdärmeln auf. Er hat auch Kravatte und Kragen abgenommen und — um der bequemeren Stimmentfaltung wegen — den obersten Knopf des Hemdes geöffnet. Er denkt auch gar nicht etwa daran, die Hornbrille abzunehmen und seine Weitsichtigkeit zu verbergen; er braucht das Augenglas, da er die oft gespielte Rolle hier im Radio ja abliest.

Wie denn? — Es stehen also Wilhelm Tell und alle anderen Mitspieler vor den Aufnahmeapparat, die Hände in den Hosentaschen, völlig unbewegt, rufen die tönenden Worte nach der kleinen Fläche hin, die sie aufnimmt und sind nur in der Tongebung bedrückt, freiheitsdurstig und aufgeregt und sind es in ihren Bewegungen gar nicht? Nein, so ist es nicht! Und weil es anders ist, wollen wir, unser Vergnügen am Zuschauen nicht verbergend, ein paar Minuten der Radiobühne widmen.

Der Schauspieler, der für's Radio spielt, kommt fast immer vom Theater. Deshalb ist er gewöhnt, seinen Körper im Sinne der Handlung zu bewegen und sein Wort mit Gesten zu begleiten. Bewegung und Geste sind hier im Studio völlig überflüssig. Aber er kann es nicht lassen. Er kann nicht nur fürs Ohr aufgeregt sein, er muß „spielen"; die Hand bleibt nicht in der Hosentasche. Der hemdärmelige, kragenlose Tell mit der Brille auf der Nase fuchtelt vor dem Mikrophon, was dies doch gar nicht interessiert, gewaltig mit den Armen. Er benimmt sich etwa wie auf einer Probe fürs Theater. Er kann nicht anders. Oder besser gesagt: Er kann noch nicht anders!

Wahrscheinlich wächst eine Generation von Radio-Spielern heran, die alle Kraft und Intensität auf das konzentriert, was im Radio wirklich wirkt. Der Radio-Spieler ist erst im Beginn des Weges, der zu diesem Zustand führt.

Was im Radio wirkt, ist nicht etwa nur das Akustische. Eine Rütli-Scene z. B., bei der Solisten und Komparserie auf einem Haufen stilleständen, wäre für den Hörer tödlich langweilig, so eifrig sich die Schauspieler auch stimmlich bemühten. Denn im Radio ist die „Bewegung" in dem Sinne sehr wohl bemerkbar, daß Melchtal, Stauffacher, Winkelried, der Pfarrer, der Jäger, der Fischer und alle die andern, die in der Rütli-Scene kommen und gehen müssen, aus dem Hintergrunde reden und vorn „an der Rampe", daß Rufe aus dem Gedränge zu kommen haben und anderes von erhöhtem Platz zu sprechen ist. Nur das Gefuchtel mit den Armen ist nicht vonnöten, der Mondregenbogen ist entbehrlich, das Feuer in der Mitte des Platzes, und die Windlichter der Landleute. Daneben gibt es mancherlei, worüber noch nicht ganz klar ist, ob es „gemacht" werden muß oder ebenfalls entbehrlich sei. Das sind dann die Fälle, in welchen es Streit geben wird zwischen Regisseur und Schauspielern, aber weniger heftigen Streit als beim Theater, weil ja der Schauspieler, wenn er „verzichtet", auf eine weniger schmerzliche Art verzichtet als beim Theater! . . . F. B.